

## Prolog – Das Schöne in der Menschheitsgeschichte

*Staune, siehe wie keines,  
Boden verlangt und verlässlichen Haltes.  
Ins Freie wirft sich die Welt ...  
Rilke RM, Mai 1913, Paris*

Der Wille zum Schönen ist eine Urkraft, die uns in besonderer Weise zum Schönen drängt. Wir werden zum Schönen hingetrieben und gleichzeitig werden wir vom Schönen auch angezogen. In diesem Hingedrängt-werden zum Schönen und gleichzeitig Angezogen-werden vom Schönen wird uns der Wille zum Schönen als archaische Naturkraft spürbar (Musalek 2017). Dieser das Universum durchdringende Wille zum Schönen entäußert sich aber nicht nur in der Anziehungskraft von Schönerem, er ist auch *die* Kraftquelle des Menschen schlechthin. Schönes zu erleben gibt uns Kraft; nicht zuletzt auch jene, die wir benötigen, um selbst Schönes in diese unsere Welt zu setzen. Die Stellung des Willens zum Schönen in unserem Kosmos als alles bestimmende Naturkraft wurde bereits im Band *Wille zum Schönen I* ausführlich verhandelt. In den nun folgenden Diskursen soll den Fragen rund um die Rolle nachgegangen werden, die wir Menschen als entwerfende und schaffende Wesen (Heidegger 1927/2006, Scheler 2001, 2005) in der Manifestation des Willens zum Schönen einnehmen.

Ebenso wie schon bei den Erörterungen des Willens zum Schönen als Naturkraft wird auch hier vorzugsweise die Methode des „ästhetischen Diskurses“ gewählt, der als Kernstück eine Denkform aufweist, die Wolfgang Welsch (2003) als „ästhetisches Denken“ vorgestellt hat. Es handelt sich dabei, wie im Band *Wille zum Schönen I* bereits dargelegt, um viergliedrige sinnlich gedankliche Bewegungen, die ihren Ausgangspunkt in sinnlichen Wahrnehmungen von bestimmten Phänomenen bzw. Sachverhalten nehmen (Musalek 2012b). In einem zweiten Schritt werden diese in einer ersten „generalisierten wahrnehmungshaften Sinnvermutung“ („ästhetisch-imaginative Expansion“ – Welsch 2003) zusammengefasst. Im dritten Schritt erfolgt dann ein reflexives Ausloten und Prüfen des Wahrgenommenen, um abschließend in einem vierten Schritt das reflektierte und geprüfte sinnlich Wahrgenommene in einer „phänomenologischen Gesamtsicht“ zu konsolidie-

ren. Ein solches, nicht nur von einem Wahrheitsanspruch, sondern vor allem von Redlichkeit im Sinne einer uneingeschränkt gelebten Wahrheitsliebe geleitetes, ästhetisches Denken (Musalek 2017) wird im Folgenden die diskursiven Hin- und Her-Bewegungen zum Ausleuchten und Ausloten des Willens zum Schönen als Kulturgesehen bestimmen, wobei Diskurs hier als ein sinnvoller (im Sinne von zieladäquat), an Spielregeln gebundener Austausch von Argumenten (Störig 2002) zu verstehen ist.

Diesem ästhetischen Diskurs wird ein kurzer Abriss der Begriffsgeschichte des Schönen vorangestellt, um damit einen fruchtbaren Nährboden für Beschreibungen, Überlegungen und Argumentationen zu legen. Dabei sollen wesentliche Versuche des Menschen nachvollzogen werden, das Schöne phänomenologisch aufzubereiten und begrifflich zu fassen. Unzählige machten sich bereits auf den Weg, dem Wesen des Schönen auf die Spur zu kommen. Nur einige der wichtigsten hier erarbeiteten Positionen und eingenommenen Standpunkte können im Folgenden angeführt werden. Eine Begriffsgeschichte des Schönen muss aufgrund der unüberschaubaren Fülle des dazu bereits Geäußerten unweigerlich bruchstückhaft bleiben. Das hier Vorgelegte soll trotz seiner Unvollständigkeit aber dazu dienen, zumindest eine gewisse Ordnung in die Vielfalt der Ansichten und Meinungen zum Schönen zu bringen, um damit für die weiteren Diskurse zum Phänomen des Willens zum Schönen als Kulturgesehen einerseits eine erste begriffliche Basis zu schaffen und andererseits die gedanklich zu bestellenden Arbeitsfelder zu begrenzen. Eine Begriffsgeschichte des Schönen ist immer auch zugleich eine Kulturgeschichte des Schönen. Begriffe und ihre definitorischen Festlegungen sind Werk von Menschenhand und daher schon erste Kulturleistungen. Eine Begriffs- und Kulturgeschichte des Schönen erschöpft sich aber nicht nur in der Aufzählung von definitorischen Varianten bzw. Sprachspielen, sondern sie liefert darüber hinaus immer auch Einblicke in die unterschiedlichen von uns Menschen eingebrachten bzw. eingenommenen Denkpositionen und gedanklichen Festlegungen. Sie ist damit auch Ausdruck dessen, wie und als was der Mensch Schönes ansieht bzw. ansehen will. Dieses Ansehen, Erleben und Bewerten von Schöнем ist nie reines Abbildungsgesehen, sondern immer menschlicher Schaffensprozess und damit auch immer Kulturgesehen. Indem wir uns mit dem Schönen beschäftigen und auseinandersetzen, schaffen wir es auch und setzen es in unsere Welt.

Von seinem Beginn an beschäftigt sich der Mensch mit dem Schönen und versucht es mit Zeichen, Worten, Begriffen und Bildern zu fassen und damit dingfest zu machen. Entsprechende Funde, wie z.B. die aus der Steinzeit stammende Venus von Willendorf bzw. diejenige von Ölkam bei St. Florian (Schultes 2015), belegen dies auf eindrucksvolle Weise. Um sich aber nicht in unüberschaubaren Versuchen zur bildlichen Darstellung bzw. Begriffsbildung des Schönen zu verlieren, die seit Anbeginn der Menschheit unternommen wurden, wird der nachfolgende Abriss die Begriffsgeschichte des Schönen mit den gedanklichen Zugängen zum Schönen der antiken Griechen beginnen lassen und sich dann im Wesentlichen auf Beiträge aus der westlichen Geisteswelt beschränken. Eine solche Eingrenzung erscheint nicht zuletzt auch deshalb gerechtfertigt, als die Geisteswelt des antiken Griechenlands zum einen zu Recht als Wiege unserer Kultur gilt und wir zum anderen hier auch über erste umfassende schriftliche Philosophieelaborate verfügen. Mit dieser Einschränkung sollen aber keineswegs die außerordentlichen kulturellen Leistungen von Menschen in anderen Erdregionen geschmälert bzw. mindergeachtet werden – ein Miteinbeziehen all jener wunderbaren Zugangswege zum Schönen in anderen Kontinenten hätte jedoch weit über den vorgegebenen Darstellungsrahmen hinausgereicht.

## Schönheitsdiskurse in der Antike

To Kalon? Was ist das Schöne? – Das ist die Frage, die Griechen des Altertums zuvorderst beschäftigte. Der Diskurs zur Frage, was denn das Schöne, vor allem aber auch was das Besondere des Wesens des Schönen sei, beginnt (zumindest in schriftlicher Form) mit einem Zwiegespräch des Sokrates und des Sophisten Hippias. In *seinem Hippias Major* lässt Platon (428-348 v.Chr.) Sokrates Hippias fragen, was denn nun das Schöne sei und wodurch das Schöne schön sei (Platon 2011a). Platon verwendet dabei einen besonderen Kunstgriff des Fragens; er lässt eigentlich nicht Sokrates selbst fragen, sondern bringt eine dritte Person ins Spiel, die Sokrates zum Schönen befragt, dieser gibt daher die vom Dritten gestellten Fragen zum Schönen nur an Hippias weiter. Wenn Sokrates in anderen Dialogen eine Frage stellt, dann hat er in der Regel auch schon die richtige Antwort parat; ganz anders hier im Hippias-Major-Dialog, in dem sich schon bald herausstellt, dass auch Sokrates (und damit

natürlich auch Platon selbst) an der Frage, was denn das Schöne sei, letztendlich scheitert.

Im genannten Dialog fragt Sokrates nun im Namen eines Dritten den Hippias: „Ist ... nicht auch alles Schöne durch das Schöne schön?“ Darauf antwortet Hippias: „Ja, durch das Schöne.“ Dann Sokrates: „Welches also doch auch etwas ist?“ Hippias: „Allerdings etwas, aber was will er nur?“ Sokrates: „So sage mir denn ... was ist denn dieses, das Schöne?“ Hippias: „Will der, wer dieses fragt, Sokrates, nun nicht wissen, *was schön ist?*“ Sokrates: „Nein, dünkt mich; sondern *was das Schöne ist* ...“ Hippias: „und wie ist denn dies verschieden von jenem?“ Sokrates: „Dünkt es dich gar nicht verschieden?“ Hippias: „Nein, gar nicht.“ Sokrates: „... Guter, er fragt dich ja nicht, was schön ist, sondern was das Schöne ist.“ Hippias: „ich verstehe, Guter, und will ihm beantworten, was das Schöne ist. Und er soll gewiss nichts dagegen haben. Nämlich wisse nur, Sokrates, wenn ich es dir recht sagen soll, ein schönes Mädchen ist schön“ (Platon 2011a).

Das bis heute ungelöste (und möglicherweise auf immer unlösbar) Problem um das Verstehen des Schönen hat somit seinen Ursprung in der Frage des Sokrates nach dem Schönen mit den Worten: „... welches also doch auch etwas ist?“ Das Schöne wird hier zu einem Etwas verdinglicht, das von der Eigenschaft schön zu unterscheiden ist. Es ist nicht einfach mehr etwas schön, es ist vielmehr ein Etwas, das etwas schön macht; es ist demnach *das Schöne* im Sinne des Schön-Machenden, dessen Wesen es aufzuklären gilt. Hippias hingegen bleibt auf der Eigenschaftsebene und beantwortet diese Frage letztendlich mit dem auf den ersten Blick simplen Satz: „... ein schönes Mädchen ist schön.“ Die Frage nach dem Schönen ist also von Beginn an von ihrer Doppeldeutigkeit geprägt. Sie zielt zum einem darauf, *was* alles schön ist. Das Schöne wird hier einfach als Sammelbegriff, als Oberbegriff für alle schönen Eigenschaften verwendet. In einer zweiten Anwendung fokussiert die Frage nach dem Schönen aber eben immer auch darauf, was das Schöne nun seinem Wesen nach eigentlich sei. Oder mit anderen Worten: Zum einen geht es um das Schöne als Eigenschaft von Dingen, Situationen, Lebewesen und sonstigen Gegebenheiten und zum anderen um das Sein und den Seinsgrund des Schönen, oder – wie es Platon hier im Dialog *Hippias Major* ausdrückt – um die Frage nach dem Schönsein-Machenden selbst.

Dabei kann das Schöne – glaubt man nun Sokrates – kein vergleichsweise Schönes sein, denn ein solches ist einmal schön und

einmal hässlich, je nach dem zu Grunde gelegten Maßstab. So ist der schönste Affe im Vergleich zu einem schönen Mädchen hässlich, so wie ein schönes Mädchen im Vergleich zu einer Göttin eindeutig verliert, Das Schöne ist auch nicht das, was aus dem Schönen geschaffen worden ist. So gibt es z.B. schöne Kunstwerke aus dem schönen Material Gold, es gibt aber auch schöne Kunstwerke, die nicht aus einem so edlen Material gemacht worden sind; und umgekehrt kennen wir Kunstwerke aus Gold, die nur deshalb, weil sie aus einem schönen Material geformt sind, noch lange nicht als schön bewertet werden müssen. Platon lässt Hippias an der Beantwortung der Frage nach dem Schönen scheitern. Er wirft ihm in der Person des Sokrates vor, dass er es nicht einmal schaffe, zwischen der Frage, was nun schön sei, und der, was das Schöne sei, unterscheiden zu können.

Hippias meint, dass beides das Gleiche wäre und zählt einfach nur schöne Dinge auf. Er sieht demnach nicht, wie es Günther Pöltner (2008) mehr als 2000 Jahre später ausdrückt, den Unterschied von ontologischer und ontischer Fragestellung und verkennt damit auch den Unterschied von Grund und Gegründetem. Letztendlich lässt Platon aber nicht nur Hippias, sondern wie schon angeführt, auch Sokrates an dieser Frage scheitern und gibt demnach auch sein eigenes Scheitern zu. Platon nimmt hier bereits das vorweg, womit auch alle späteren Diskurse enden müssen, nämlich dass die Frage nach dem Schönen insofern unbeantwortbar bleibt, als das Schöne eben per se schön *ist* und damit als Urphänomen nicht weiter hinterfragbar bleibt. Schönheit, und damit natürlich auch das Schöne, gehören demzufolge „zu den gleichermaßen umstrittenen wie unhintergehbaren Begriffen europäischer Kultur“ (Liessmann 2010).

Das Schöne ist als Urphänomen unserer menschlichen Existenz, als unmittelbar erlebbare Eigenschaft sowie als Urumstand und Urzustand menschlichen Erlebens aus unserem Leben nicht wegzu-denken. Wir erleben Schönes ganz unmittelbar, gleichzeitig ist es aber keiner Erklärung zugänglich. Denn: „Das Schönsein lässt sich nicht als Wirkung von etwas Schönem erklären ... Der Erklärung ist der Weg zurück zur Anfangerfahrung, von der sie ausgehen muss, verwehrt. Mit der Angabe von Erklärungsgründen bleibt ungesagt, worin das Schönsein von Schönem liegt“, betont Günther Pöltner (2008) in seiner Abhandlung zur philosophischen Ästhetik. Platon gibt sich damit aber nicht zufrieden und greift das Thema des Schö-

nen später dann nochmals in seinem Gastmahl auf (Platon 1923). Dort ist es aber nicht mehr so sehr nur die Frage nach dem Schönen, die ihn vordergründig interessiert, sondern es ist vielmehr das Bedürfnis, das Sehnen nach dem Schönen und auch das (befriedigende) Erreichen des Schönen, das diskursiv gestillt werden will. Das eigentliche Thema des Symposiums ist nicht so sehr das Schöne selbst, sondern es ist Eros, der Göttliche, der nach dem Schönen Strebende.

Wie immer ist es Sokrates, der auch hier den zentralen Beitrag zur Erklärung des Eros und des Schönen liefert; diesmal allerdings nicht auf seine eigene Weisheit rekurrierend, sondern auf diejenige von Diotima, jener Frau aus Matineia, die ihn in der Liebe unterwies. Sokrates bezieht sich im Gastmahl (Symposion) auf einen Dialog mit ihr, in dem sie ihm klar machte, dass Eros weder Gott noch schön sei. Eros, als der nach dem Schönen strebende Göttliche kann selbst nicht schön sein, zumindest nicht vollkommen schön, nicht der Schönste, denn wäre er es, dann müsste er nicht nach dem Schönen streben, wie Diotima folgerichtig feststellt. Etwas ist bei Platon also nicht einfach schön, weil es selbst schön ist – er lehnt weiterhin die Position des Hippias (ein schönes Mädchen ist schön) vehement ab –, es ist vielmehr die „Idee des Schönen“, es ist das für uns zwar denkbare, aber nicht fassbare „Schöne an sich“, das „Urschöne“, das der Urgrund von all jenem ist, das wir als schön bezeichnen und nach dem wir von Eros getrieben streben.

Dieses „Schöne an sich“, dieses „Urschöne“ ist für Platon eben das Wesen des Schönen. Dazu lesen wir in Platons *Gastmahl*: „(das Schöne) welches immer ist und weder entsteht noch vergeht, weder wächst noch schwindet, ferner auch nicht etwa nur insofern schön, insofern aber hässlich ist, noch auch jetzt schön und dann nicht, noch in Vergleich hiermit schön, damit aber hässlich, noch auch hier schön, dort aber hässlich, als ob es nur für einige schön, für andere aber hässlich wäre. Noch auch wird ihm dieses Schöne unter der Gestalt erscheinen, wie ein Gesicht oder Hände oder sonst etwas, was der Leib an sich hat, noch wie eine Rede oder eine Erkenntnis, noch irgendwo an einem andern seiend, weder an einem einzelnen Lebenden, noch an der Erde, noch am Himmel; sondern an und für sich und in sich selbst ewig überall dasselbe seiend, alles andere Schöne aber an jenem auf irgendeine solche Weise Anteil habend ...“ (Platon 1923). Mit der Frage „Was ist schön?“ zielt Platon auch in diesem Text wieder nicht darauf ab, was die meisten

Menschen einfach für schön halten, sondern was schön *ist*. Oder anders ausgedrückt: Es wird hier wieder gefragt, was am Schönen schön ist und was das Schöne zum Schönen macht.

Ebenso wie im *Hippias Major* wird die Frage nach dem Seinsgrund des Schönen gestellt. Platons Antwort darauf ist: die Idee des Schönen. Sie ist der Seinsgrund des vielerlei Schönen. „Ideen“ sind bei Platon keine gedanklichen Einfälle oder subjektive Vorstellungen, sondern sie sind – wie es im genannten Textfragment deutlich gemacht wird – das wirklich Seiende, das auf seiende Weise Seiende und das auf nichts weiter mehr Reduzierbare. „Der Seinsgrund des Schönseienden *ist ...*“, sagt Günther Pöltner (2008), „... (und) die Idee ist (bei Platon) das im emphatischen Sinne Seiende, weil sie dem zeitlichen Wandel enthoben ist. Das dem zeitlichen Wandel Unterworfenen hingegen, das dem Entstehen und Vergehen, dem Wachstum, der Veränderung, dem raum-zeitlichen Wechsel ausgeliefert, das immer nur in einer Hinsicht ist, in einer anderen jedoch noch nicht, bzw. nicht mehr ist – das vom Nicht-Sein durchgesetzte Seiende – ist nur im abgeschatteten Sinn als „seiend“ zu bezeichnen, es ist das relativ Nicht-Seiende“.

Auto to kalon. Das Schöne *ist* schön (Platon 2011a). Wir erleben etwas als schön, wenn es der Idee des Schönen entspricht, wenn es seinen Seinsgrund im Schönen hat – so zumindest Platons Überzeugung. Das dem zeitlichen Wandel unterworfenen Schönsein in unserer Welt entsteht somit durch Entsprechung mit der Idee des Schönen, durch Entsprechung mit dem „Urschönen“. Im *Gastmahl* erhält diese doch eher statische Entsprechung mit Einführung des Eros noch zusätzlich ein dynamisches Moment. Dass wir etwas als schön erleben können, geschieht nicht einfach nur aus sich heraus, sondern durch die Vermittlung von Eros. Eros ist hier nicht Gott, sondern „ein Dämon ...“, sagt Diotima zu Sokrates, „... ein großer Dämon, ein Heiland, und alles Dämonische, alles Heilende lebt zwischen Gott und Mensch!“ „Und wo ist dann seine Macht“, fragt Sokrates. „Der Dämon ist immer der Bote: er bringt den Göttern das Flehen und die Opfer der Menschen, und er kündigt den Menschen, was die Götter heißen, und er kündigt die Gnade der Götter, der Heiland ist in der Mitte und er füllt die Kluft zwischen den Unsterblichen und den Sterblichen ... durch ihn kommt alles Schauen den Sehern ... durch den Dämon verkehren die Götter mit Menschen und durch den Heiland reden Götter zu Menschen: zu den wachen und auch dann, wenn die Menschen der Schlaf um-

fängt“ (Platon 1923). Dann, wenn wir uns an das Schöne wenden, wenn wir uns dem Schönen zuwenden, dann und nur dann können wir das Schöne durch Vermittlung der Liebe zum Schönen auch als Schönes erfahren und erleben. Der „göttliche“ Eros, nicht Gott, sondern Dämon, ist der Vermittler zwischen dem den Göttern zu eigenen Schönen, dem Urschönen, der (göttlichen) Idee des Schönen und jenem Schönen, das wir Menschen dann als schön erleben und bezeichnen dürfen.

Dämonen waren im antiken Griechenland Geisteswesen, die zwar selbst keine Götter, aber doch der Sphäre des Göttlichen zugeordnet waren. Sie sind im heutigen westlichen Denken am ehesten vergleichbar mit den Engeln des christlichen Glaubens. Dämonen sind die Personifizierung dessen, was wir heute so gerne als Schicksal oder als Zufall (im Sinne des uns Zugefallenen) bezeichnen, und haben in christlicher Diktion in etwa die Funktion von Schutzengeln. Eros, als personifizierte Liebe zum Schönen, ermöglicht uns, das Schöne als schön zu erleben, indem er mittels seiner (unserer) Liebe zum Schönen die Verbindung des uns geschenkten, aber immer vergänglich bleibenden Schönen mit dem unvergänglich Schönen der Götter, der göttlichen Idee des Schönen herstellt und uns so im Erleben des Schönen am Göttlichen teilhaben lässt.

Um die Grundlage zum Erleben des wahrhaft Schönen zu schaffen, braucht es für Platon demnach immer auch die Liebe zum Schönen. Ohne Liebe zum Schönen gibt es kein Schönes für uns Menschen. Um Schönes als Schönes erleben zu dürfen und zu können, ist also nicht nur Entsprechung, sondern immer auch Vermittlung nötig: Vermittlung durch die Liebe zum Schönen, durch den Daimon Eros, den Sohn der Armut und des Reichtums. „Weil Eros der Sohn des Reichtums und der Armut ist“, erklärt Diotima dem Sokrates, „so hat er beider Natur Zeichen. Eros ist der Sohn seiner Mutter Armut und darum ... hart und dürr und läuft barfuss herum und hat kein Dach, das ihn schützte; auf nackter Erde ohne Lager muss er schlafen; vor allen Toren triffst du ihn, auf den Straßen unter freiem Himmel liegt er ... Dann aber ist Eros auch der Sohn seines Vaters Reichtum und ist wie dieser, voll List nach allem was schön ist und edel; er ist kühn und frech und stark, ein gewaltiger Jäger und er kann die Netze knüpfen und die Eisen stellen ... und kann verhexen und zaubern ... Da er nun nicht Gott und nicht Mensch geboren ist, so blüht er bald, bald ist er müde und stirbt hin, und das alles oft an demselben Tage; aber immer wieder lebt



er auf, denn der Vater steckt in ihm. Was er heute erwirbt, das verliert er morgen, und so ist Eros nicht reich und nicht arm ...“ (Platon 1923).

In dieser Textstelle aus dem *Symposion* wird uns in wunderbarer Weise vor Augen geführt, was mit uns geschieht, wenn wir uns auf Eros, also auf die Liebe zum Schönen einlassen. Überall kann dann etwas zum Schönen werden, alles kann zum Schönen gedeihen. Wenn wir uns dem Schönen zuwenden, wenn wir es zulassen, wenn wir uns vom Schönen anrufen lassen, dann wird uns das Schöne gefangen nehmen, begeistern, verhexen und verzaubern. Wir werden es aber auch wieder verlieren – denn: das Schöne braucht seine Auszeit. Ein zu viel an Ästhetischem führt unweigerlich in die Anästhesie (Poltrum 2007). Nachdem es verloren ist (vielleicht auch nur verloren scheint), kann es aber wiedergewonnen werden – und das immer wieder. Das Schöne kann uns auf diese Weise zu einem Begleiter werden, „der von der Geburt bis zum Tod präsent ist“ (Liessmann 2009a). Das Schöne ist ein Leben lang für uns da, es begleitet uns nicht nur, sondern gestaltet uns gleichsam vom „schönen Baby“ bis hin zur „schönen Leich“ (einerseits schön aussehender Leichnam und andererseits wohlgestaltete Begräbnisveranstaltung mit üppigem Totenmahl in Wien – Übersetzung durch den Verfasser).

Das Schöne bestimmt damit als ein existentielles Urphänomen ganz wesentlich unser Leben. Es ist nicht nur einfach etwas, das uns erscheint (siehe griech: *fainómenon* – ein sich Zeigendes, ein Erscheinendes), nicht nur eine der vielen uns mit den Sinnen wahrnehmbaren Erlebensformen des uns Gegebenen, zu denen wir beobachtend quasi auf Distanz bleiben können. Das Schöne ist als Urphänomen, als ein nicht auf weitere Wesensgründe rückführbares und damit unhinterfragbares Erscheinendes immer auch existentiell wirksam. Es wirkt existentiell begründend und verändernd. Es „bewegt“ uns. Schönes, ganz im Gegensatz zum Nicht-Schönen, gefällt immer. Das Schöne induziert in uns eine wohlthuende Qualität unserer Empfindung (Schischkov 1991), es tut uns wohl. Immanuel Kant (1970/1995b) sprach in diesem Zusammenhang vom interesselosen Wohlgefallen, womit er nicht nur auf die Zweckungebundenheit des Schönheitserlebnisses abzielte, sondern in besonderer Weise auch auf die Unmittelbarkeit der durch das Schöne bewirkten emotionalen Regung. Das Schöne ist also nicht nur eine für sich selbst stehende Wesenheit, die uns Schönes als

schön beurteilen lässt. Das Schöne wirkt, es ruft uns an, wenn wir uns von ihm anrufen lassen; wie uns schon die enge Beziehung des griechischen Wortes für „schön“ - „kalos“ (das Schöne – kalon) mit dem griechischen Wort für „Ruf“ – „kallos“ nahelegt.

Das griechische Wort „kalos“ hat einen weit über das, was wir üblicherweise als schön bezeichnen, hinausreichenden Bedeutungsumfang. Es umfasst alles, was sich „sehen lassen kann“. Das ist zum Ersten natürlich das Anschaulich-Schöne mit seinem Gegensatz, dem Hässlichen. Zweitens aber auch das moralisch Schickliche bzw. Akzeptable mit den Gegenpolen moralisch Unschickliches bzw. Inakzeptables. Und nicht zuletzt steht „kalos“ für das zum Gebrauch Taugliche mit seinem Gegenüber, dem Gebrauchsuntauglichen. Auch im Deutschen, und hier vor allem im Norddeutschen, steht das Wort schön nicht nur für das Schöne im engeren Sinn, sondern auch für das Gute. So sagt man z.B., etwas schmeckt schön oder er hat eine schöne Arbeit geschrieben. Es wird mit schön also nicht nur all das bezeichnet, was anziehend, wohlgefällig, bewundernswert, reizvoll, ansprechend, angenehm und wohltuend ist, sondern auch jenes, welches von einer Art ist, das Lob und Anerkennung verdient. Ebenso wie im Französischen, wo man von einer „belle santé“ (einer „schönen Gesundheit“) und einer „belle affaire“ (einer „schönen Geschichte“) spricht. Darüber hinaus wird der Ausdruck schön im Deutschen auch als verblasste Höflichkeitsformel, wie z.B. in „schöne Grüße an Ihren Mann“ bzw. „haben Sie recht schönen Dank“, oder auch als Ausdruck des Einverständnisses vor allem in Verbindung mit Bedenken („das ist ja alles schön und gut, aber trotzdem muss ich auch Bedenken anmelden ...“) verwendet (Duden 2013).

Noch deutlicher wird die Komplexität des Begriffes schön, wenn man die Synonyma des Schönen betrachtet. Im Duden (2013) finden sich hierzu Begriffe wie anziehend, attraktiv, bewundernswert, bezaubernd, charmant, erotisch, fesselnd, gut aussehend, gut gewachsen, hübsch, gehoben, berückend, betörend, umgangssprachlich auch: gut gebaut, sexy, toll fesch; weiters emotional verstärkend: bildhübsch, bildschön, wunderschön; aber auch: angenehm, ansprechend, behaglich, erfreulich, gemütlich, nett, positiv, reizvoll, wohlrig, wohltuend; erquicklich, apart, ästhetisch, elegant, gefällig, geschmackvoll, stilvoll; auserlesen, heiter, klar, lau, mild, sonnig, strahlend, warm. Und darüber hinaus auch noch: wolkenlos; lind, idyllisch, malerisch, märchenhaft, paradiesisch, romantisch; fried-